Klaus-Jürgen Bruder

Reagans Amerika?

Zur politischen Psychologie der USA

Thema der folgenden Darstellung ist die politische und kulturelle Inszenierung der Macht in den USA der jüngsten Vergangenheit.

Ich beginne mit der augenfälligsten dieser Inszenierungen, der „postmodernen" Architektur (1) des gegenwärtigen Amerika, setze diese in Beziehung zu Darstellungen der Macht in den Medien (2) und komme zu einer ersten Interpretation der Reaganschen Inszenierung, ihres offen zur Schau getragenen Triumphalismus und ihrer Gewaltförmigkeit.

Die Frage nach dem Gegner, über den hier triumphiert wird, führt mich zur Geschichte des Kampfes, den das Establishment gegen die counter-culture der 60er und 70er Jahre, gegen die allgemeine Politisierung und weit verbreitete Desintegration geführt hat (3), sowie zur Frage, wie dieser Kampf in der Politischen Psychologie interpretiert wurde (4). Damit komme ich schließlich zur ambivalenten Rolle der Therapeutisierung der politischen Gegen-Kultur und ihrer gegenwärtigen Fortsetzung in der „New-Age"-Bewegung (5), die dem Triumphalismus der Macht widerspricht.

1.

„Poor people must exit": nach dieser „Logik" von Verkehrsregeln die Durchsetzung gesellschaftlicher Gewalt formuliert zu haben, ist für Baudrillard (1986) die Errungenschaft der Reagan-Generation. Sie kennt nur die „Tautologie der Macht", die „Evidenz des Reichtums". „Da Amerika wiedergeboren" wurde, sind Arme „nicht mehr glaubwürdig." Sie sind dem Vergessen preisgegeben. „Schluß mit dem schlechten Gewissen". „Die Utopie ist Wirklichkeit geworden, alle, die nicht daran teilhaben wollen, mögen verschwinden" (S. 158).

Die gleiche Evidenz des Reichtums und der Macht zeigen die neuen Prachtbauten der amerikanischen Städte: überdimensionale Glastürme, die nur noch sich selbst spiegeln. In ihren unteren Geschossen öffnen sie sich dem Publikum, scheinbar zwecklos, spielerisch, verschwenderisch. Unter Palmen und zwischen Brunnen schlendernd kann man klassische Musik hören, sich mit anderen verabreden, in teure Boutiquen sehen oder einfach seinen Burger essen. –

Wer hier eintritt, verlangsamt unwillkürlich seinen Schritt. Der verschwenderische Überfluß von Chrom, Glas, Blendgranit, Lichtern und gedämpften Geräuschen löscht jeden empörenden Gedanken aus und hebt den Flaneur in die Hochstimmung des „dreams come true" der Reaganschen Botschaft, die ihm hier in einer Melange von Kunst und Konsum entgegentritt.

Ihre alte Funktion der Repräsentation der Macht erfüllt diese Architektur, indem sie uns einschließt in ihre Inszenierung der Stein und Glas gewordenen Illusion, in die „Hyperrealität", die uns unsere banale Realität vergessen läßt. Es ist keine Täuschung, keine Lüge (Baudrillard, S. 122), es ist die Fortsetzung der televisionären Simulation in den Alltag der Straße, in den öffentlichen Raum, die Fortführung der Auflösung der Politik in das Spektakel (S. 137).

Diese Architektur erdrückt uns nicht, sie löst uns einfach auf, irrealisiert uns, so wie sie die Geschichte auslöscht, indem sie mit den Zitaten der unterschiedlichsten Stilepochen spielt (Jameson, 1986, S. 63). Darin „betreibt die Gesellschaft unablässig ihre eigene Apologie" (Baudrillard, 1986, S. 123), die Apologie ihres „Lebensstils", dessen Reflex der „amerikanische Konformismus" ist (S. 132): dabei sein wollen/müssen, nicht rausfallen, nicht von der schicksalhaften Bestimmung des „must exit" getroffen werden. Diese Architektur enteignet den öffentlichen Raum, indem sie ihn besetzt. Daß es sich dabei um eine Rückeroberung handelt, sieht man, wie Baudrillard meint, vor allem den Menschen an. Sie machen auf ihn den Eindruck von „Überlebenden der Orgie – Sex, politische Gewalt, Vietnamkrieg, Woodstockkreuzzug, aber auch ethnische und antikapitalistische Kämpfe . . ." (S. 67).

Diese Architektur gibt vor, Impulse der Revolte aufzunehmen: Pop Art, Happening, die Kritik am Zerfall der Städte, an der Zerstörung des urbanen Raums (Huyssen, 1986, S. 17, 20). Sie spielt damit; ein „hedonistisches Spiel, das nicht mehr die Verhältnisse zum Tanzen bringt, sondern die Menschen, indem sie sie durch Faszination benebelt und ihre Desorientierung weitertreibt. Es ist das Spiel der Herren. Ihre Behauptung: ‚Wir können spielen. Wir haben die Revolte beerbt, ihre Kritik und ihre Gegenkultur. Wir eignen uns alles an, was sie hervorgebracht hat'. Damit löschen sie die Geschichte nicht nur aus, sie benützen sie zur Selbstinszenierung.

Für Frampton (1986, S. 155) ist diese Architektur der Postmoderne ein „Zeichen des desillusionierten westlichen Intellekts, der vor der Aussicht auf eine ideale Aufklärung, die unwiderbringlich verloren ist, in sardonischer Reflexion versteinert"; „kultureller Opportunismus" (S. 155). Sie bringt keine Kritik mehr an der (domestizierten) Moderne als Kunst der Repräsentation der amerikanischen Hegemonie zum Ausdruck, wie es die counter-culture der 50er und 60er Jahre getan hatte, deren Erbe die ‚Postmoderne' anzutreten behauptet. Sie ist keine Kritik mehr am Mythos von Fortschritt und technologischer Modernisierung (Huyssen, S. 41), kein Einklagen des emanzipatorischen Impulses der Moderne, keine Abrechnung mit ihrem „angeblich bewiesenen Bankrott" (Frampton, S. 158), sondern die Fortführung der bereits mit der Architektur der Moderne betriebenen „Erleichterung des Marketing und der Aufrechterhaltung der sozialen Kontrolle" (S. 155), Affirmation einer „Modernisierung", deren Logik uns „an die Schwelle des Atomkriegs und der totalen Vernichtung geführt hat" (S. 158).

Wenn diese Architektur nicht vor dem Spiel mit Zitaten faschistischer Architektur zurückschreckt (z.B. das AT & T-Hochhaus, New York), plaudert sie aus, worum es ihren Auftraggebern geht, und lenkt zugleich davon ab. Es geht um „Endo-Kolonisation" (Virilio/Lotringer, 1983), d.h. um die Kolonisierung der Bevölkerung der Metropolen nach dem Modell der Dritten Welt. Der Aufstieg des Militärs in jenen Ländern, so Virilio/Lotringer, ist eine Präfiguration dessen, was den westlichen Gesellschaften bevorsteht. Der Wohlfahrtsstaat der 60er Jahre werde ersetzt durch den „state-as-destiny" (S. 98), – den Staat, der sich als Selbstzweck setzt, den Staat des „pure war" (S. 92), des Krieges gegen die Bevölkerung, der bereits in der Vorbereitung des Krieges stattfinde. Die Entwicklung der militärischen Produktion, der „military society", werde um den Preis der Nicht-Entwicklung und Pauperisierung der „civilian society" vorangetrieben. Insofern sei Reagans Politik „ahead of the times: you concentrate power on war, on economic and military-industrial development, etc., and you let the rest drop dead" (S. 101).

Der Ernst des „pure war" wird durch das „postmoderne" Spiel der Architektur aber zugleich verleugnet. Diese „kolonisiert", indem sie zum Mitspielen verführt und damit zum Vergessen. Die Rückeroberung des öffentlichen Raumes für die Repräsentation räumt ihn zugleich frei für die Ausstellung des „Neuen Luxus", der die Enteignung kompensiert – für die, die es sich leisten können, d.h. für die zahlungsfähige „Neue Mittelschicht". Sie wird in die Städte zurückgeholt, für sie werden die Slums saniert (Mayer, 1982) und mit dem Zierat der „postmodernen" Architektur kandiert, ganz in der Nähe jener Glastürme, in denen diese „Neue Mittelschicht" angestellt ist.

Indem sie mitspielt, stellt sie den „Sozialen Behaviorismus" (Marcuse, 1964), die Affirmation durch Konsum erneut her, allerdings auf einer neuen Ebene: auf der Grundlage des demonstrativen Ausschlusses derer, die nicht mithalten können. Es ist insofern ein „politisierter" Sozialer Behaviorismus, – ein Behaviorismus, in dem die Affirmation nicht durch bloßes Mitmachen praktiziert, sondern in Szene gesetzt wird, – ein Behaviorismus, in dem die Beunruhigung durch die Existenz der Ausgeschlossenen überschrieen und die ständige Versicherung gegeben werden muß, nicht zu diesen zu gehören. Der neue Luxus ist nicht einfach mehr Werbung für den ‚american way of life', sondern für die Botschaft „America is back again". Und als solche durchdringt er auch die „hohe" Kultur: Luxus als Herrschaftsgeste.

Debora Silverman (1986) zeigt das am Beispiel einer Reihe von Ausstellungen, die seit 1980 in ununterbrochener Reihenfolge im Metropolitan Museum New York stattfanden: Ausstellungen der kostbaren Gewänder der Aristokratien oder Möchtegern-Aristokratien unterschiedlichster Epochen und Länder, von den Roben der Mitglieder des kaiserlichen Hofes im China zur Zeit der Ch'ing Dynastie zu denen der adeligen Damen im Frankreich des Ancien Régime und der Frauen des Großbürgertums der Belle Epoque bis hin zu den Nobel-Garderoben der zeitgenössischen Couturiers Yves Saint Laurent und Ralph Lauren/Polo.

Silverman stellt einen Zusammenhang her zwischen dieser „aristocratic invocation" im Museum und der Selbstdarstellung des Präsidenten (Reagan) und der First

Lady bei offiziellen Anlässen: Nancy Reagan als legitime Nachfolgerin von Marie Antoinette, als Frau von erlesenem Geschmack und Repräsentantin einer Klasse, die sich nicht zu scheuen braucht, ihren Reichtum zur Schau zu stellen, denn sie hat ihn „verdient". Sie repräsentiere das zu neuem Selbstbewußtsein gelangte Amerika, in dem Anstrengung sich wieder lohnt und Erfolg reich belohnt wird: mit einem Leben in Muße und Genuß.

Parallel zu den Ausstellungen im Metropolitan Museum, die von Millionen besucht worden sind, wurden in New Yorks Luxus-Super-Boutique ‚Bloomingdale's' Verkaufsausstellungen durchgeführt, wo man, entsprechend der jeweiligen Ausstellung, chinesische Handarbeit, Porzellan, Stickereien, Kristalle und Parfums und die Garderoben von Yves Saint Laurent und Lauren/Polo kaufen konnte. Das Versprechen, am Luxus der amerikanischen Oberschicht teilhaben zu können, die Behauptung, ihr Reichtum sei der Amerikas, wird hier für ein begrenztes Publikum eingelöst. Eine Stufe tiefer auf der sozialen Leiter kann man immer noch an ihm teilhaben, wenn man sich z.B. die wöchentlichen TV-Sendungen „Dynasty" ansieht, die den Luxus reicher Familien in die Stube der Massen bringen, verbunden mit gossip (Klatsch) aus deren Privatleben und mit Werbung für die Produkte der Department stores.

„Dreams come true" wird so über die sozialen Unterschiede hinweg „verifiziert" und zum verbindenden Konsens der illusionären Teilhabe am Reichtum einer reichen Nation. Diesen Traum, die immer wiederholte Botschaft in Reagans TV-Ansprachen, können auch die noch träumen, die sich sonst nichts leisten können, und sie können ihn träumen, solange sie einen Präsidenten haben, der noch träumen und seine Träume verwirklichen kann. – Es paßt gut in diesen Zusammenhang, daß der Präsident und seine Freunde selbst aus der Traumfabrik stammen, die zum Synonym für Amerika geworden ist, aus Hollywood, und daß er plebiszitär mit dem Fernsehen regiert.

Die Botschaft des „dreams come true" sagt zugleich: man muß nur stark genug sein, man muß den Willen zum Träumen haben und sich auf die eigene Kraft verlassen, dann wird man – im besten aller Wirtschaftssysteme – auch gewinnen. Sie ist verbunden mit der Aufforderung, nicht zurückzublicken, nicht in die Vergangenheit zu schauen, die Vergangenheit der Demütigung Amerikas in Vietnam und Watergate, sondern nur die Zukunft fest im Auge zu behalten. Neben der „mannhaften" Verdrängung der Geschichte, sowohl der beschämenden der herrschenden Klasse als auch der demokratischen Tradition des amerikanischen Volkes durch die Stilisierung einer aristokratischen Deszendenz, wird auch die Rolle der Frau neu, d.h. in alter Weise, definiert: als Objet d'art, welches immer ein Objekt in der Hand des Mannes ist und der Zurschaustellung seines „Erfolges" dient. Die Frau wird darauf reduziert, Trägerin luxuriöser Gewänder zu sein, darin liege ihre „female power": Madame Pompadour oder Sarah Bernhardt werden als ihre Verkörperung gefeiert. Die Traumbilder sind also rückwärtsgerichtet, aber nicht zurück in die Vergangenheit des demokratischen Amerika, sondern der europäischen (und fernöstlichen) Aristokratie. Indem sie den Luxus einer parasitären Elite als „life-style" feiern, zei-

gen die Regisseure der „aristocratic invocation" ihre Verachtung für die „Massen" unverhohlen. Provokativ verkündet Diana Vreeland, die Organisatorin dieser Ausstellungen am Metropolitan Museum und langjährige Herausgeberin der High-Society Journale Harpers Bazaar und Vogue: „Living well is the best revenge". Sichschadlos-Halten an denen, die diesen Luxus durch ihre Arbeit erst ermöglichen und die gleichzeitig durch sein Zurschaustellen beleidigt werden? Die ‚aristocratic invocation' erhebt sich über sie, leugnet ihre Lebensbedingungen und weist jede Verpflichtung, diese zu verbessern, jegliche Verantwortung ihnen gegenüber zurück. Sie ist nicht nur eine „Ästhetisierung von Herrschaft", sondern die Ästhetisierung reaktionärer Herrschaftsform.

In ihrem Rückgriff auf die Vergangenheit der leisure classes löscht sie zugleich Geschichte aus: die Geschichte von Ausbeutung und Unterdrückung ebenso wie die Geschichte von Revolte und Befreiungsversuchen. Sie streicht damit nicht nur die Geschichte jener Epochen, deren Aristokratien sie wieder auferstehen läßt, sondern sie zielt vor allem auf die unmittelbare Vergangenheit der letzten 20 Jahre: auf die Bürgerrechtsbewegung, die antiautoritäre Revolte, die Gettoaufstände, die Anti-Vietnam-Kriegsbewegung und die Frauenbewegung. Sie werden als häßlich, unfein, unkultiviert, unamerikanisch aus der Geschichte gestrichen.

Die ‚aristocratic invocation' ist nicht die einzige Großinszenierung der amerikanischen Show-Öffentlichkeit. Sie ist nur das „positive" Gegenbild gegen die Schreckensbilder, mit denen die „Feinde Amerikas" beschworen werden: Terrorismus, Drogenabhängigkeit, kommunistische Verschwörung, Gewalttätigkeit und sexuelle Ausschweifung von Oppositionellen und Minderheiten.

Das Auslöschen von Geschichte und Erinnerung, die Einebnung von Widerspruch und Kritik in den allgemeinen Konsens der Zustimmung (zur Macht) hat Marcuse (1964) als Sieg der „eindimensionalen Gesellschaft" über ihre Opposition gekennzeichnet. Seine Analyse der „fortgeschrittenen Industriegesellschaft" bezog sich auf die USA der 60er Jahre als ihre am weitesten entwickelte Ausprägung. In ihr sind alle geschichtlichen Alternativen einer befreiten Gesellschaft geschluckt im Surrogat des allgemeinen Wohlstands und in neuen Formen der Kontrolle: der „repressiven Entsublimierung" und „Toleranz", – einer Toleranz, die unterdrückt durch ihre Gleichgültigkeit gegenüber Unrecht und Benachteiligung. Zustimmung erscheint nicht erzwungen, sondern freiwillig gegeben, im Freiheitsspielraum, der dem der Konditionierung durch Belohnung und Entzug von Belohnung so gleicht, daß Marcuse dafür den Begriff des Sozialbehaviorismus geprägt hat. Auf diese Weise sind Widerspruch und Opposition auf technischem Wege ausgeschaltet. Vom Konformismus des gesellschaftlich Geforderten werden sie einfach ignoriert. Marcuse nannte das die Abriegelung des Politischen, Bell sprach vom „Ende der Ideologie" (1960). Es gibt nur noch „positives" Denken, bis in die Sprache hinein ist die „Logik des Protests" besiegt.

Gemessen an dieser Darstellung der eindimensionalen Gesellschaft der 60er und 50er Jahre ist es nicht die „Evidenz der Macht" (Baudrillard), die die Selbstdarstellung der Herrschaft in den 80er Jahren kennzeichnet, sondern ihr Triumphalismus.

Dieser zeigt sich ebenso in der – postmodernen – Architektur wie in der aristokratischen ‚invocation'. Die provokative Darstellung des Reichtums, eine Provokation angesichts der gerade in den USA ungeheuren Armut („das noch immer reichste Land der Erde ist vor allem reich an Elend": Papcke, 1984, S. 72), zeigt nicht nur, daß die Reichen es sich leisten können, ihren Reichtum zur Schau zu stellen, daß sie keine Angst zu haben brauchen vor der berechtigten Empörung. Sie zeigt vielmehr auch, daß sie es „an der Schwelle ihres moralischen und ökonomischen Bankrotts" (Frampton, S. 154) nötig haben, sich als reich und mächtig darzustellen. Die neuen Repräsentationsbauten zeigen den „paradoxen ‚power-state'-Triumph der Pax Americana" (ebd.). Die Inszenierung der Amtseinführung Reagans als Inthronisation des legitimen Nachfolgers alter Aristokratien durch Diana Vreeland und ihre Ausstellungen seit 1980 ist zugleich die Usurpation der Siegerrolle für den Präsidenten der Neureichen aus dem sun-belt. Es handelt sich nicht (mehr) um die Selbstverständlichkeit des vom Konsens der – entpolitisierten – Bevölkerung getragenen Repräsentanten der „eindimensionalen Gesellschaft". Es ist vielmehr die Inszenierung einer Siegesfeier, die die Dimensionen des Anlasses, den Wahlsieg über den parlamentarischen Gegner zu feiern, bei weitem sprengt. Die Neureichen feiern ihren Sieg über die Gegner der eindimensionalen Gesellschaft: über die Bürgerrechtsbewegung und Selbsthilfeorganisationen, die Emanzipationsbewegungen der Frauen und Minderheiten, über die Aufmüpfigkeit und das Selbstbewußtsein, das in weiten Teilen der Bevölkerung von der Gegenkultur bis zu den Gewerkschaften seit den 60er Jahren entstanden war.

2.

Und der Sieger zwingt die Besiegten, Buße zu tun. Es sei, so meint deMause in seiner „psychohistorischen" Studie über „Reagans Amerika" (1984, S. 83), „die Hauptaufgabe der Reaganomics" – der Kürzungen des Sozialhaushalts, der Senkung der Steuern, der Erhöhung der Militärausgaben – „Amerika diese ‚Zeit des Opfers' zu verschaffen". Reagans Kampf gegen Kommunismus und Terrorismus, gegen Staatsverschuldung und Inflation diene dem gleichen Zweck.

DeMause stützt seine Analyse auf ein umfangreiches Material politischer Dokumente (Ansprachen des Präsidenten, Zeitungsartikel, und -kolumnen, TV-Sendungen und politische Kartoons) aus der Zeit von Reagans Wahl und Präsidentschaft. Mit der Methode der ‚Fantasy Analysis' fragt er nach der Botschaft einer politischen Rede bzw. Meldung, ähnlich wie ein Psychoanalytiker einen Traum analysiert. Auf diese Weise erhält er so etwas wie die Träume der Herrschenden, die sie über die Medien verbreiten.

Zu Beginn seiner Amtszeit stellten die Medien Reagan im Kampf gegen gefährliche Ungeheuer dar, die Amerika im Inneren und Äußeren bedrohten: Staatsverschuldung, Inflation, Sozialausgaben, Terrorismus und Kommunismus. Mit Äxten, Beilen, Henkersseilen ausgerüstet ging Reagan ihnen an den Kragen. In seinen An-

sprachen beschwor er den drohenden ökonomischen Zusammenbruch, den Untergang Amerikas angesichts der Übermacht seiner Feinde und die Notwendigkeit, ihnen entgegenzutreten, sie zu zerschlagen.

Nach deMause gab es keine realen Gefahren, keine „objektiven" Anlässe für diese Fantasien, weder eine wirtschaftliche Krise, weder Krieg noch soziale Unruhen im Land. Die Ungeheuer, gegen die Reagan zu kämpfen hatte, mußten erst erfunden werden. Es muß also andere, „subjektive" Gründe für diese Fantasien gegeben haben. DeMause meint: gerade weil es Amerika (zu) gut ging, fühlte es sich elend, schwach. Weil es sich versündigt hatte im Genuß der Prosperität, verlangte es danach, Sühne zu tun (S. 90) und „befreit zu werden von den dunklen Mächten des Vergnügens" (S. 94), um wieder zu seiner ursprünglichen Stärke zurückzufinden. Deswegen die Opferbereitschaft Amerikas, deshalb forderte es die Kürzung der Sozialausgaben, die Senkung der Steuern und die Erhöhung des Militärhaushalts.

DeMause bezeichnet die Reaganomics als Opferritual und vergleicht es mit den archaischen Riten der Azteken. Wie diese seien auch die Reaganomics mit Menschenopfern verbunden: die Kürzung der Sozialleistungen bewirkte die Erhöhung der Kindersterblichkeit und der Todesrate unter der armen Bevölkerung (S. 83).

DeMause weigert sich mit gewissem Recht, diese Opfer als unbeabsichtigte „Folgen" der Kürzungen zu akzeptieren. Er kann dafür auf Meldungen in den Medien verweisen, die begeistert den Kürzungen zugestimmt hatten, die lauthals nach Opfern verlangt hatten, die voll waren mit Bildern von „bloddy cuts", rollenden Köpfen, mit Bildern „des blutigen Metzelns von Menschen und ihren kommenden Schmerzensschreien" (S. 17). Und er kann ebenso darauf hinweisen, daß überschüssige Lebensmittelvorräte verdarben, statt daß sie an die Armen verteilt worden wären (S. 118).

Problematisch ist die Behauptung von deMause, daß die Krise erfunden gewesen sei, daß Reagan die Ökonomie durch seine deflationären Maßnahmen erst in die Krise getrieben habe, um Amerika zur Buße zu zwingen. Damit widerspricht er jeder ökonomischen Analyse dieser Zeit.

„Uns geht es zu gut" widerspricht ja nicht der Krise. Damit kann vielmehr durchaus Überproduktion gemeint sein. Und Überproduktion hat die Krise zur Folge, sofern keine Gegenmaßnahmen unternommen werden. Von vielen Kapitalisten wird aber die Krise in Kauf genommen, um – auf Kosten anderer – ihre alten, oder höhere Profite zu realisieren. „Uns geht es zu gut" heißt auch: die Preise steigen, sie fressen die Profite auf. Es heißt auch: die Löhne sind zu hoch – gemessen am Anspruch der Kapitalisten, einen größeren Teil davon selbst zu behalten. Es heißt schließlich auch: zu vielen geht es zu gut. Das schmälert den Genuß von Luxus, der einem größeren Teil der Bevölkerung zugänglich ist und damit seinen Wert als Privileg Weniger verliert.

Aber die Stärke der Analyse von deMause liegt darin, daß er zeigen kann, wie die Krise genutzt wurde, daß er die Wirksamkeit der „Ideologie der Krise im Sinn des Systems der sozialen Kontrolle" belegen kann. „Die Krisenstrategie ist heute für die Macht die einzig mögliche. Sie kann den Individuen gegenüber frontal nur noch dann funktionieren, wenn sie sie in Krisenstimmung versetzt, wenn sie sie aufruft, die Krise zu lösen und sie für die Krise verantwortlich macht." (Baudrillard, 1978, S. 123)

Dabei spielen die Medien eine wichtige Rolle. DeMause zeigt, wie die Macht uns durch ihre Medieninszenierung nicht nur unterhält (Postman, 1985), sondern indem sie uns vorspielt, was sie mit uns vorhat, uns dazu zu bringen versucht, auch zu wollen, was *sie* will, was *wir* sollen. Sie zwingt uns, Opfer zu bringen.

DeMause unterscheidet allerdings nicht genügend zwischen Absicht und Verwirklichung. Ja er dreht den Zusammenhang vollkommen um, indem er nicht die Macht, sondern „uns" zu den Subjekten der Medieninszenierung macht. Nicht die Macht, sondern „wir" verlangen angeblich danach, Buße zu tun.

Es seien nicht die Träume der Herrschenden, die die Medien darstellen, sondern unsere eigenen, bzw. die der Amerikaner. Mit dieser simplen Umkehrung glaubt deMause wohl eine Antwort auf die Zentralfrage politischer Psychologie gegeben zu haben, die Horkheimer (1932) am Vorabend des Faschismus gestellt hatte: weshalb das Volk seine Peiniger selbst wähle. Aber so billig ist die Antwort nicht zu haben. Selbst wenn die Rezipienten den oder der Botschaft(en) der Medien zustimmen, so identifizieren sie sich nicht mit den Ungeheuern, gegen die Reagan kämpft, sondern eher mit diesem. Nicht sie wollen Opfer bringen, sondern sie wollen, daß andere geopfert werden. Und sie stimmen wahrscheinlich auch in der Bestimmung der Opfer zu. Sie haben Reagan (auch) deshalb gewählt, weil er ihnen versprochen hatte, „die verwirrenden Änderungen der 70er Jahre zu stoppen" (deMause, 1984, S. 74), und es ist sehr wahrscheinlich in ihrem Sinn, daß die für diese Änderungen Verantwortlichen bzw. verantwortlich gemachten auch dafür büßen müssen: die Frauenbewegung, die Bewegungen der Minderheiten, die counter-culture. Vom Standpunkt der Reagan-Wähler ging es jenen „zu gut": sie waren zu selbstbewußt; sie bedrohten die geheiligten Werte der Familie, der Religion, des Privateigentums. Das versprach Reagan zu ändern. Er versprach seinen Wählern „freie Entfaltung" durch Reduzierung der Steuern, Erhöhung der Staatsaufträge. Und er versprach ihnen, die Kosten (Opfer) für diese Politik jenen aufmüpfigen Teilen der Bevölkerung aufzubürden, die für die „verwirrenden Änderungen der 70er Jahre" verantwortlich zu machen waren, ebenso wie den Armen. Dies ist die Bedeutung der „revenge" bei Vreeland: sich zu rächen für die Zeit der Demütigung durch die Gegenkultur.

Daß deMause die Unterscheidung zwischen den Opfern und den (vermeintlichen und tatsächlichen) Gewinnern nicht macht, so als sei Reagan von allen Amerikanern gewählt worden und nicht von nur einem Viertel der Wahlberechtigten, bringt ihn gerade um die Antwort auf seine Frage, weshalb Reagan gewählt worden war, weshalb Amerika nach der „Zeit des Opfers" verlangte. Das schmälert jedoch nicht den Wert seiner Medienanalyse, sofern man sie als Analyse der Inszenierung der Macht liest.

DeMause dokumentiert die Brutalisierung der politischen Auseinandersetzung, die mit der Bezeichnung des politischen Gegners als Ungeheuer, das man auslöschen muß, bewirkt wird. Die Zuweisung der Schuld für die ökonomische Krise an die

Armen zerreißt die letzten (ohnehin schwachen) Verantwortungsgefühle der Reichen und Bevorzugten für diese, befreit sie von ihrem schlechten Gewissen. Auch das ist ein Sinn der Reaganschen Politik und ihrer Darstellung in den Medien. Das schlechte Gewissen ist überflüssig, „revenge" sollte an seine Stelle treten. Den Armen und Unterprivilegierten gegenüber braucht man seinen Reichtum, seine Vergünstigung nicht zu verbergen. Im Gegenteil, man kann ihn zur Schau stellen, als Zeichen der Überlegenheit und des Sieges. Hier kommen beide Inszenierungen zusammen: die des Kampfes gegen die Ungeheuer und die des Triumphators, der ‚aristocratic invocation'.

Beide Inszenierungen interpretieren sich wechselseitig. Zeigen die Medien Reagan als Kämpfer, der als Sieger hervorgehen wird, so inthronisieren die Vreeland-Shows ihn bereits im Triumph. Damit wird aber auch der Charakter beider Inszenierungen als solcher deutlich. Auch die Darstellung des Kampfes von Reagan gegen die Ungeheuer in den Medien ist ein bloßes Schauspiel, die theatralische Wiederholung und nachträgliche Interpretation eines Kampfes, den nicht Reagan geführt hat, sondern den andere vor ihm geführt haben und für den er nur den Sieg einkassiert. Nicht Reagan hat die Illoyalität, den Eigensinn der als Ungeheuer dargestellten Teile der Bevölkerung besiegt; er tritt erst auf, nachdem diese bereits „besiegt" waren, bzw. nachdem sie ihr Selbstbewußtsein verloren hatten. Und er tut so, als sei die Gegenkultur zerschlagen.

3.

Der Kampf gegen die counter-culture begann bereits in den 60er Jahren, zugleich mit dem ersten Aufreten aufbegehrender, aufmüpfiger Bewegungen. Um die politische Psychologie der USA der 80er Jahre zu verstehen, muß man wenigsten in kurzen Strichen auf diesen Kampf eingehen. Bereits 1964 hatte die heute als „Neue Rechte" (s. Gross, 1980; Crawford, 1980) bezeichnete Gruppierung mit Goldwater ihren Präsidentschaftskandidaten aufgestellt. Dieser war damals selbst den Republikanern zu primitiv (s. Lucas, 1982, S. 131). In jener Zeit der Bürgerrechtsbewegung war die Antwort der Regierenden auf die Gettorevolten der Schwarzen noch der „Krieg gegen die Armut" (nicht, wie heute: gegen die Armen). Johnsons sozialstaatliche Programme („Great Society") sollten den „Riß im harmonistischen Bild des Wohlfahrtsstaates" (Habermas, 1982, S. 32) kitten. Als aber die Studenten ebenfalls aus dem Konsens des Wohlfahrtsstaates ausbrachen und sich mit den revoltierenden Schwarzen zu verbünden begannen, traten die „liberalen" Intellektuellen (in ihrer Mehrzahl) gegen sie, die Studenten, auf. Viele, die wir heute wieder bei den „Neo-Konservativen" finden, waren auch damals dabei, wie Bell, Bettelheim, Lipset (s. Kleemann, 1971). Nur eine Minderheit unter den liberalen Intellektuellen zeigte „Verständnis" oder gar Sympathie (unter den wenigen: Keniston, Erikson). Bells Kritik an der counter-culture stieß in ihrer offensiven Affirmation des Kapitalismus in das Horn der Konservativen (Kristol, Friedman). Der „new egalitarism" der Gegenkultur sei „just meritocracy" (Bell, 1972), ihr „Hedonismus" bedrohe die Stabilität des kapitalistischen gesellschaftlichen Systems, ohne daß ihm emanzipatorische Bedeutung zukomme. Vielmehr sei er selbst ein Produkt der „profanisierten" Kultur der Moderne, die als – falscher – Spiegel der für den Kapitalismus notwendigen und von ihm beförderten Modernisierung die religiös verankerten Leistungs- und Gehorsamsbereitschaften außer Kraft gesetzt habe (Bell, 1976). Darin bestehe die „Krise des Kapitalismus". Gegen sie propagierte Bell deshalb die Wiedererweckung der traditionellen Werte, vor allem der Religion, und gab damit den „Argumenten" der „Neuen Rechten" intellektuelle Reputation. Es überrascht nicht, daß Bell sich mit Kristol in der Kampagne der Neuen Rechten zur Unterstützung der Wahl Reagans zusammenfand, die der „Erosion der amerikanischen Werte" und der „Periode des Niedergangs der amerikanischen Macht eine Ende setzen sollte" (Podhoretz, 1980), und die dafür nicht vor der Wiederbelebung des „cold-war-anticommunism" zurückschreckte. Dieser Bankrott der „liberalen" Intelligenz wird verstehbar vor dem Hintergrund ihrer Einbindung in den Konsens des Wohlfahrtsstaats, der hergestellt war durch die relative Prosperität, die dieser dem nicht immer nur „Kalten Krieg" verdankte und für den der Anti-Kommunismus unverzichtbare Rechtfertigungsideologie blieb.

Diesen Konsens hatte die Studentenbewegung zum ersten Mal aufgebrochen und damit alles zum Leben erweckt, was die liberalen Intellektuellen totgeglaubt hatten. Die Studenten klagten nicht nur die Versprechen des Wohlfahrtsstaats – für die Benachteiligten – ein, sie lehnten sich gegen diesen selbst als Herrschaftssystem auf. Sie verweigerten nicht nur ihre Teilnahme am Vietnam-Krieg, sondern sie solidarisierten sich mit den Befreiungskämpfern des Vietkong, den „Feinden Amerikas". Und sie dehnten ihre Verweigerung auf alle Forderungen der „eindimensionalen Gesellschaft" aus. Sie sprengten alle Fesseln, auch die der Ideologie (der Ideologielosigkeit) des „Sozialen Behaviorismus", der Entpolitisierung. „Die Bewegung nahm von Anfang an die Gestalt einer ‚Kulturrevolution' an, in der außer politischen und ökonomischen Forderungen auch andere Wünsche und Hoffnungen laut wurden: das Interesse an einer neuen Moral, an einer menschenwürdigen Umwelt, an einer vollständigen ‚Emanzipation der Sinne' (Marx), d.h. an einer Befreiung der Sinne von dem Zwang, Menschen und Dinge als bloße Objekte von Tauschbeziehungen wahrzunehmen. ‚Phantasie an die Macht!' . . . Gegen die Allianz von Realismus und Konformismus wurde die Losung ausgegeben: ‚Seien wir realistisch, verlangen wir das Unmögliche!' " (Marcuse, 1975, S. 38f.)

Diese Politisierung aller Verhältnisse „politisierte" auch das „Establishment". Noch 1973, zu einer Zeit als die Revolte längst ihren Höhepunkt überschritten hatte, aber ihre Forderungen von einem immer noch wachsenden Teil der Bevölkerung erhoben wurden, veröffentlichte die sog. „Trilaterale Kommission" (TLK) von Vertretern der „fortschrittlichen" (multinationalen) Fraktion des Kapitals ihre Überlegungen über die „Unregierbarkeit von Demokratien", die schlicht die Abschaffung der Demokratie vorschlugen: Die politischen Entscheidungen des Staates seien der Kontrolle durch die „Gesellschaft" zu entziehen (Brzezinski). Die „Anspruchshaltung"

der Massen auf „Partizipation" und Kompensation sozialer Ungleichheit, Produ des „Zwangs zur Massenlegitimation demokratischer Regierungen", belaste nur d Staatshaushalt. Deshalb solle man die Sozialausgaben, den Grund für die Inflatio drastisch kürzen (Huntington) und damit den Staat „entpolitisieren". Carter, d das Programm der TLK auf demokratischer Wählerbasis durchsetzen sollte, sch terte allerdings am Widerstand der Arbeiter (Lucas, 1982, S. 131). Ihre Zustimmu mußte durch die Krise erzwungen werden. Die Krise aber schlug auf Carter selb zurück: Statt daß die Arbeiter sich um ihn scharten, der durch die Krise zum Abb des Wohlfahrtsstaats „gezwungen" wurde, fühlten sie sich von ihm verraten und li fen zu Reagan über. (Aber nicht nur sie; viele „liberale" Intellektuelle hatten si bereits vor ihnen als „Neo-Konservative" entdeckt.)

Es ist zwar nicht gleichgültig, ob die Krise primär ökonomische Gründe hat, w Mandel mit der Hypothese der Überproduktion vermutet, oder ob sie aus polit schen Gründen herbeigeführt wurde (deMause, s.a. Gorz, 1983), ob dem Woh fahrtsstaat durch die ökonomische Krise die Grundlage entzogen, oder ob er durc die politischen Eliten abgebaut wurde (Ferguson/Rogers, 1981; Unger, 1987). Ab es ist nicht bloße ökonomische Notwendigkeit und Zwangsläufigkeit, daß im Fa der Krise die Sozialleistungen gekürzt werden, ja selbst Arbeitslosigkeit ist kein zwangsläufige bloße Folge der ökonomischen Krise, sondern eine Frage der politischen Kräfteverhältnisse. Es war *politisch* möglich, daß – unter Reagan – der Woh fahrtsstaat abgebaut werden konnte, daß das „Spiel mit der Krise" gespielt werde konnte. Es waren politische Voraussetzungen nötig, die es Reagan erlaubten, ein „Politik der Stärke" an die Stelle der keynesianisch begründeten Politik des Klassen-Kompromisses zu setzen und ihn die Toleranz für die dabei „nötige" Härte gegenüber dem betroffenen Teil der Bevölkerung finden ließen.

Carter konnte dieses Spiel mit der Krise nicht spielen. Er war der Darsteller de keynesianischen Integration in den „kapitalistischen Konsens" (Galbraith, 1981). Deshalb mußte Carter gehen. Deshalb mußte ein anderer Darsteller aufgebaut werden. Unger (1987, S. 423) verweist auf die Rolle, die das „neokonservative" ‚Committee on the Present Danger' in diesem Zusammenhang gespielt hat, das sehr früh mit seiner Kampagne zur politischen Destabilisierung Carters begonnen hatte, mit der Kritik an der „permissive society" (Kristol, 1972) und an Carter als ihrem (vermeintlichen) Repräsentanten. Wirksamkeit konnten diese und andere Kampagnen allerdings erst unter der Bedingung der Krise entfalten, und erst nachdem Carter, bzw. der Wohlfahrtsstaat seine Aufgabe der Integration der desintegrierten Teile der Bevölkerung in den 70er Jahren erfüllt hatte. Diese Integration setzte voraus, daß die ursprüngliche – antikapitalistische – Forderung nach sozialer Gleichheit und politischer Kontrolle reduziert wurde auf die Forderung nach „Partizipation", auf Teilhabe an der „Macht" und am „Wohlstand" im Rahmen der bestehenden parlamentarischen Herrschaft und ihrer Bürokratien. Diese Reduzierung war die Aufgabe des Wohlfahrtsstaats. Dadurch entwaffnete er die – außerparlamentarische – Opposition (parallel zu ihrer offenen Repression), brach ihr die antikapitalistische Spitze ab, enpolitisierte sie.

Die gelungene Integration durch den Wohlfahrtsstaat war die Voraussetzung für die Möglichkeit seiner Abschaffung. Sie wurde der Bevölkerung gegenüber plausibel gemacht durch sein „Scheitern", durch die „Zurücknahme seiner Versprechungen" – angesichts der Krise. Er erschien ihr nicht mehr als „Garantieinstitution zur Sicherung des Wohlstands", sondern im Gegenteil als „Belastung der Realeinkommen" (Altvater, 1982, S. 8), als parasitäre „Bürokratie".

4.

Entpolitisierung war das entscheidende Projekt dieser Jahre vor Reagan. Sie ist deshalb zurecht Thema der politischen Psychologie. Eines der ersten Bücher, das sich diesem Thema zuwendet, ist Richard Sennetts „Tyrannei der Intimität" (1974), eine Analyse des „Zerfalls der politischen Öffentlichkeit". Sennett stellt die Entpolitisierung zu Beginn der 70er Jahre in den größeren historischen Zusammenhang des „Verfalls des Öffentlichen Lebens" im Verlauf der letzten 200 Jahre. Innerhalb dieses Zeitraumes hätten sich die Grenzen zwischen öffentlichem und privatem Bereich verwischt, die Umgangsformen, Wahrnehmungsweisen und Interpretationsmuster der Privatheit seien in den öffentlichen Bereich eingedrungen. Öffentlichkeit sei zum Spiegel des Ich, zum Ort seiner Selbstverwirklichung geworden, Politik zum Kampf um Selbstdarstellung. Sie habe ihre ursprüngliche Form rationalen Aushandelns auf der Grundlage je spezifischer Interessen verloren. Die dazu nötige Voraussetzung von wechselseitig gewahrter Konvention und Distanz sei zerstört durch die (aus dem Bereich der Privatheit stammende) Forderung nach Nähe, Bekenntnis und Selbstenthüllung. Das Selbst, „das an seinem Gefühlsleben und nicht an seinen Handlungen gemessen wird, . . . ist zu einem allgemeinen Maßstab politischer Legitimität geworden". Gesellschaftliche Wirklichkeit werde nur dort als bedeutungsvoll verstanden, „wo sie das Bild des Selbst widerspiegelt".

Damit, so Sennett, wird Politik unmöglich. Die „narzißtische" Spiegelung der Person in der Beziehung zum anderen sprenge die Verhältnisse nicht mehr, sondern reiße die Individuen immer weiter in einen „Taumel des Begehrens". Dieser „Narzißmus innerhalb der gesellschaftlichen Beziehungen" werde „von einer Kultur mobilisiert, der das Vertrauen in die Bedeutung von Öffentlichkeit abhanden gekommen ist und die von der Intimität als dem Maßstab für die Bedeutsamkeit der Realität beherrscht wird" (S. 410). Sennetts Versuch, das Phänomen der Entpolitisierung als Zerstörung von Politik aufgrund des Eindringens des kulturell geförderten Narzißmus in das öffentliche Leben zu erklären, steht in einer Reihe mit vielen anderen Untersuchungen, die ebenfalls davon überzeugt waren, daß der von der klinischen Psychologie beschriebene neue Typ „narzißtischer" Persönlichkeitsstörungen (Kernberg, 1970; Kohut, 1971) eine allgemeine Störung des Individuums unserer Zeit anzeige und deshalb auch für die Erklärung des Rückzugs aus der Politik herangezogen werden müsse. Die Patienten des „narzißtischen" Typs leiden an einem „Schwanken ihres Selbstwertgefühls", das befriedigende Beziehungen zu anderen

nicht aufzunehmen gestattet. Der andere dient nur der Spiegelung des Selbst, das in seinem Bedürfnis nach Erhöhung unersättlich ist („Omnipotenz"-Bedürfnis). Anklammern an starke, bewunderte Gestalten und Rückzug aus der Beziehung aufgrund des Gefühls, von diesen zurückgewiesen zu sein, sind die beiden Möglichkeiten, zwischen denen der narzißtische Typ schwankt.

Diese Strategie des Rückzugs sei auch für den Rückzug aus der Politik verantwortlich, – das ist der Tenor der Analysen, die die Entpolitisierung mit Hilfe des klinisch-psychologischen Interpretationsmusters „Narzißmus" erklären wollen. Es ist sofort klar, daß diese Erklärung selbst eine Entpolitisierung darstellt. Sie ignoriert politische Gründe und soziale Prozesse als Bedingungen des von ihr dargestellten Verhaltens. Bei Sennett wird das zusätzlich dadurch deutlich, daß er den Bogen der historischen Ableitung des durch den Narzißmus verursachten Rückzugs aus Öffentlichkeit und Politik über die letzten 200 Jahre spannt. In einem derart langen Zeitraum der Geschichte verlieren sich die politischen Auf- und Abbewegungen der unmittelbaren Vergangenheit und Gegenwart in den langen Wellen der Kultur(entwicklung). Zutreffend diagnostiziert Sennett einen Verlust des „Vertrauens in die Bedeutung von Öffentlichkeit". Aber er entkoppelt ihn von der Erfahrung der Subjekte mit dieser Öffentlichkeit und in ihr und schreibt ihn der Kultur zu. Sie habe diese Erfahrung von vornherein unmöglich gemacht, aufgrund der Tatsache, daß sie den „Maßstab der Intimität" in die Öffentlichkeit trage und diese dadurch zerstöre. Diese überhistorische Betrachtungsweise eskamotiert aber – nicht zufällig – die dem Zustand der Entpolitisierung unmittelbar vorausgegangene Politisierung bzw. schlägt selbst sie noch dem Syndrom des „Narzißmus" zu. Nach Lasch (1979, S. 50) ist das die Konsequenz aus Sennetts „liberalistischer" Vorstellung von Politik als „Interessenpolitik". Sennett überhöhe „den bürgerlichen Liberalismus als die einzig kultivierte Form politischen Lebens". Von daher werte er alles, „was über den Liberalismus hinauswill, eingeschlossen die gesamte revolutionäre Tradition, als narzißtische Politik ab". Lasch geht sogar noch einen Schritt weiter, wenn er selbst in dem, „was der Elite von Politikern und Managern wie eine ‚Flucht aus der Politik' vorkommt", den „Beginn einer allgemeinen politischen Revolte" sieht, Zeichen für den „Unwillen der Bürger, . . . am politischen System als bloße Konsumenten vorfabrizierter Schauspiele teilzunehmen" (S. 13f.).

Auch Lasch akzeptiert die klinisch-psychologische Diagnose des „Narzißmus". Auch er sieht in ihr einen Ausdruck einer allgemeinen Problematik des Individuums in der gegenwärtigen (amerikanischen) Gesellschaft. Aber er benützt den „Narzißmus" nicht zur Erklärung des Verfalls der Öffentlichkeit, sondern sieht in ihm den „psychischen Ausdruck" dieses Verfalls, für den er selber einen anderen Grund politischer und gesellschaftlicher Natur benennt: die Ausbreitung der „Mächte organisierter Herrschaft". „Das gesellschaftliche Leben" werde „immer barbarischer und kriegsähnlicher". Dadurch werde auch die Privatsphäre zerstört. Die Betonung des Privaten, die „Beschäftigung mit Selbst-Entdeckung und -Verwirklichung", sei nicht Ausdruck seiner Stärke und seiner Dominanz über die öffentliche Sphäre, sondern umgekehrt Ausdruck seiner Schwäche. „Weil Sennett Ursache und Wirkung

verwechselt, legt er die zeitgenössische Malaise dem Eindringen des Persönlichen und Privaten in den öffentlichen Bereich zur Last" (S. 51).

Die Politisierung der 60er Jahre war (auch) der Aufstand des Subjekts *gegen* diese Zerstörung, sowohl des privaten als auch des öffentlichen Bereichs, und *für* die Wiederherstellung von Öffentlichkeit und Politik. Die Entpolitisierung läßt den „Narzißmus" neu entstehen, als Ausdruck der wieder zurückgekehrten „Macht der Verhältnisse" und als Trauer über den Verlust der „public happiness" (Brückner, 1978), die sich – selbstzerstörerisch – nach innen, gegen die Subjekte wendet. Diese Wendung nach innen ist auch der Boden für den „Psycho-Boom" Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre, für die „Therapeutisierung des Alltags" und die „Therapie für Normale" (Castel u.a., 1979). Die überall im Land entstandenen „growth centers" versuchten oder versprachen, die Hoffnungen und Träume der counter-culture, die „Revolutionierung der Gesellschaftsstruktur" durch Veränderung der Individuen zu erreichen (Castel u.a., S. 302ff.). Was aber zunächst als Mittel propagiert und verstanden wurde, wurde zunächst parallel zu seiner Kommerzialisierung zum Selbstzweck und bald zu einer neuen Technik sozialer Kontrolle, die die im sozialen Leben abgelehnten Mechanismen (der Konkurrenz, der Leistung) „in die Sphäre der ‚befreiten' Subjektivität" transponierte (S. 306). Sie ermutigte jenen Typ der „emanzipierten" Persönlichkeit, die das gesellschaftlich geforderte Verhalten als Mittel der Selbstverwirklichung akzeptiert und als Spiel der Selbstdarstellung beherrscht. Dieser zu Unrecht so genannte „Narzißmus" ist nicht mehr Ausdruck der Selbstreflexion des Einzelnen, seiner Verzweiflung und seiner Verweigerung, sondern Ausdruck der „Befreiung" – der Gesellschaft: von Moral, Verpflichtung, Ideologie (Baudrillard).

Vor allem eine Institution ist es, die nach Castel u.a. die Therapeutisierung des Alltags beförderte: die „Gruppe". Sie ist der soziale Raum der „Selbsterfahrung", des Trainings der „Selbstbehauptung". In ihr wird soziales Verhalten nach den Prinzipien des „social engineering" (der Arbeitsgruppe) eingeübt. Die Übertragung dieses Gruppenmodells in andere gesellschaftliche Problembereiche macht sozialpolitische Probleme zu einer Sache technischer Manipulation und enthebt der Notwendigkeit, „eine politische Alternative zu deren Lösung aufzustellen" (Castel u.a., S. 314). Castel u.a. bezeichnen dies als „die Perfektion einer Politik, die sich Politik erspart" (S. 318).

5.

Dennoch ist das nicht die Wiederherstellung des „Sozialen Behaviorismus". Trotz aller Therapeutisierung des Alltags bleibt das Bewußtsein „unglücklich" (Marcuse), und trotz der allgegenwärtigen Versprechen auf Selbstverwirklichung ist immer noch die Sehnsucht nach einem anderen Leben, im Zusammenhang mit anderen, unbefriedigt. Das zeigt gerade die aus der Therapie-Szene (Californiens) hervorgegangene „New Age"-Bewegung. Ihre Verkündigung einer „Wendezeit" (Capra), ihre

euphemistische Behauptung, der „turning point", mit dem die alte Ordnung, das alte („mechanistische") Denken durch ein neues („ganzheitliches") Paradigma abgelöst werde, sei erreicht, lenkt zwar die Aufmerksamkeit von den tatsächlich (noch) herrschenden gesellschaftlichen Zuständen ab, negiert nur abstrakt die nach wie vor nicht überwundene Hegemonie der alten Ordnung und des mechanistischen Denkens. Aber sie ist gerade nicht die Affirmation des Bestehenden, nicht die Affirmation der „neo"-konservativen „Wende", sondern sie beschwört die Hoffnungen und Träume der counter-culture, die in der Therapie-Szene wachgehalten worden sind und die neue Nahrung bekommen haben durch die verschiedenen Bewegungen gegen die Zerstörung der Natur, gegen die Bedrohung durch die Atom- und Kriegsindustrie, für die Befreiung der Minderheiten und der Frauen, für die Organisation der Sozialhilfeempfänger, Arbeitslosen und der vom Abriß der Wohnquartiere bedrohten Bewohner der Slums, für die Verbesserung der medizinischen Versorgung und für eine neue Medizin und eine ökologisch bewußte Lebensweise.

Gemessen an der „Politisierung aller Verhältnisse und Fragen" durch die Revolte der 60er Jahre bedeutet die „Sanfte Verschwörung" der Vertreter des New Age (Ferguson, 1980) eine Besänftigung. Diese drückt sich in allen „theoretischen" Äußerungen und praktischen Vorstellungen aus. Die Behauptung, die „gegenwärtige Krise" sei eine „Krise der Wahrnehmung", eine Folge davon, daß wir in den Begriffen eines überholten Weltbildes gefangen seien (Capra), dreht den Zusammenhang zwischen Wahrnehmung und Krise, zwischen Welt und Weltbild in idealistischer Weise um. Die Vorstellung, es komme (nur) darauf an, das alte Weltbild aufzugeben und sich am neuen zu orientieren, das eigene Leben danach einzurichten, gemeinsam mit denen, die ebenfalls davon überzeugt und dazu bereit sind, ist nicht minder „idealistisch".

Sie verleugnet Macht und Herrschaft, statt sie zu kritisieren. Das „ganzheitliche" Denken ist undialektisch; es harmonisiert und versöhnt die Klassen und Klassenwidersprüche. Es ist das Denken der Prediger, die zur „Umkehr" auffordern und dafür an die „Einsicht" aller, auch der Mächtigen appellieren. Ihre Predigt, die die „objektiven Verhältnisse" zu überspringen versucht, und an ihre Stelle „Natur" und „Kosmos" als die eigentlichen „objektiven Bedingungen" des Lebens setzt, ist nicht frei von Autoritarismus (der „Erleuchteten") und fördert den Autoritarismus (der „Bekehrten") (s. Cumbey, 1983). Nicht zufällig spielt in der Verkündung des neuen Weltbildes die Physik eine so zentrale Rolle, ebenso wie in den Warnungen vor der Katastrophe: sie ist immer noch die ungestürzte „Königin" der modernen Naturwissenschaften und trotz ihres Beitrages zu den Arsenalen der Massenvernichtung nicht so kompromittiert, daß nicht auch die Prediger des neuen Zeitalters von ihrem Glanz autoritativ profitieren könnten. Nicht zufällig stützen sich die Verkünder eines „neuen Bewußtseins" auf die Forschungen zur „Künstlichen Intelligenz", sieht z.B. Tim Leary im Computer das Unterpfand der Befreiung von Bevormundung und Kontrolle. Sie alle stützen sich positiv auf die neuesten Errungenschaften des Kapitalismus. Das „positive Denken" ist ihr wichtigstes Charakteristikum, es hat das „negative" der Gesellschaftskritik verdrängt. Und mit dem Optimismus von PR-

Managern werfen sie sich auf das Einrichten neuer Verhältnisse, – aber eben nicht aufs Einrichten in den alten. Ihr Optimismus, angesichts der Katastrophendrohung, widerstreitet den Ohnmachtsgefühlen gegenüber der Übermacht der Verhältnisse. Sie sind sozusagen Gegenpäpste gegen die Verkünder der „Offensive des Kapitalismus". Ihre Wendung zum Mystischen, Spirituellen drückt nicht nur eine Enttäuschung über das „Scheitern der Revolte" aus (Marcuse, 1972), sondern hält an der Hoffnung auf die Verwirklichung der Träume der Gegenkultur fest.

Literatur

Agnoli, J., 1968: Die Transformation der Demokratie. In: Agnoli/Brückner, Die Transformation der Demokratie, Frankfurt.

Altvater, E., 1981: Der gar nicht diskrete Charme der neoliberalen Konterrevolution. In: Prokla 44, 5-23.

Baudrillard, J., 1978: Warum Ökologie? In: Baudrillard, J., Kool Killer oder der Aufstand der Zeichen, Berlin, 119–127.

Baudrillard, J., 1986: Amérique, Paris (dt.: Amerika, München 1987).

Bell, D., 1960: The End of Ideology, Glencoe, Ill.

Bell, D., 1972: On Meritocracy und Equality. In: The Public Interest, Fall 1972.

Bell, D., 1976: The Cultural Contradictions of Capitalism, New York (dt.: Die Zukunft der westlichen Welt, Frankfurt 1976).

Bettelheim, B., 1969: Obsolete Youth. In: Encounter XXXIII, 29–42.

Bruder, K.J., 1978: Propaganda der sozialen Kontrolle. Über Skinners ‚Radical Behaviorism'. In: Psychologie und Gesellschaftskritik 8, 37–57.

Bruder, K.J., 1982: Psychologie ohne Bewußtsein, Frankfurt.

Brückner, P., 1978: Über Krisen von Identität und Theorie. In: Konkursbuch 1, 39–60.

Capra, F., 1983: Wendezeit, Bern.

Capra, F. / Spretnak, Ch., 1984: Green Politics, New York.

Castel, F. / Castel, R. / Lovell, A., 1979: La societé psychiatrique avancée, Paris (dt.: Psychiatrisierung des Alltags: Produktion und Vermarktung der Psychowaren in den USA, Frankfurt 1982).

Crawford, A., 1980: Thunder on the Right, New York.

Cumbey, C.E., 1983: The Hidden Dangers of the Rainbow. The New Age Movement and Our Coming Age of Barbarism, Shreveport.

Erikson, E.H., 1970: Reflections on the Dissent of Contemporary Youth. In: Daedalus 99, 1, 154–176.

Davis, M., 1986: Phoenix im Sturzflug. Zur politischen Ökonomie der Vereinigten Staaten in den achtziger Jahren, Berlin.

Ferguson, M., 1980: Aquarian Conspiracy. (dt.: Die sanfte Verschwörung, Basel 1982).

Ferguson, T. / Rogers, J., 1981: Der Sieg Reagans. In: Prokla 44, 57–87.

Frampton, K., 1986: Kritischer Regionalismus – Thesen zu einer Architektur des Widerstands. In: Huyssen, A. / Scherpe, K.R. (Hrsg.), Postmoderne. Zeichen eines kulturellen Wandels, Reinbek.

Friedman, M., 1962: Capitalism and Freedom, Chicago & London.

Friedman, M., 1980: Free to Choose, London.

Galbraith, J.K., 1981: Angriff der Konservativen. In: Die Zeit vom 27. 2. 1981.

Gorz, A., 1983: Wege ins Paradies, Berlin.

Gross, B., 1980: Friendly Fascism, New York.

Habermas, J., 1982: Die Kulturkritik der Neokonservativen in den USA und in der Bundesrepublik. In: Habermas, J., Die Neue Unübersichtlichkeit, Frankfurt 1985.

Horkheimer, M., 1932: Geschichte und Psychologie. In: Horkheimer, M., Kritische Theorie, Frankfurt 1968.
Huyssen, A., 1986: Postmoderne – eine amerikanische Internationale? In: Huyssen, A. / Scherpe, K.R. (Hrsg.), Postmoderne. Zeichen eines kulturellen Wandels, Reinbek.
Huntington, S., 1975: The United States. In: Huntington, S. / Crozier, M. / Watanuki, J., The Crisis of Democracy. Report on the Governability of Democracies to the Trilateral Commission, New York.
Jameson, F., 1986: Postmoderne – Zur Logik der Kultur im Spätkapitalismus. In: Huyssen, A. / Scherpe, K.R. (Hrsg.), Postmoderne. Zeichen eines kulturellen Wandels, Reinbek.
Inglehart, R., 1977: The Silent Revolution. Changing Values and Political Styles among Western Publics, New Jersey.
Kernberg, O., 1970: Factors in the Psychoanalytic Treatment of Narcissistic Personalities. In: Journal of the American Psychoanalytic Association 18, 1, 51–85.
Keniston, K., 1968: Young Radicals, New York
Kleemann, S., 1971: Ursachen und Formen der amerikanischen Studentenopposition, Frankfurt.
Kohut, H., 1971: The Analysis of the Self, New York
Kristol, I., 1972: About Equality. In: Commentary, Nov. 1972.
Kristol, I., 1978: Two Cheers for Capitalism, New York.
Lasch, C., 1979: The Culture of Narcissism. American Life in an Age of Diminishing Expectations. (dt.: Das Zeitalter des Narzißmus, München 1980).
Lasswell, H.D., 1930: Psychopathology and Politics, Chicago.
Leary, T., 1986: Neuro-mantics. (dt. Die Neuro-mantiker, Basel 1987).
Lipset, S.M. / Wolin, S. (eds.), 1965: The Berkeley Student Revolt. Facts and Interpretations, New York.
Loeb, P.R., 1987: Hope in Hard Times, Lexington.
Lucas, M., 1982: Die Vereinigten Staaten von Amerika und die Krise des Kalten-Kriegs-Systems. In: Prokla 48, 119–155.
Mandel, E., 1982: La Crise 1974–1982. (dt.: Die Krise 1974–1986, Hamburg 1987).
Marcuse, H., 1964: One-Dimensional Man, Boston (dt.: Der eindimensionale Mensch, Neuwied und Berlin 1967).
Marcuse, H., 1972: Counterrevolution and Revolt. (dt.: Konterrevolution und Revolte, Frankfurt 1973).
Marcuse, H., 1975: Zeitmessungen, Frankfurt.
deMause, L., 1984: Reagan's America, New York/London (dt.: Reagans Amerika, Frankfurt 1984).
deMause, L., 1987: The Real Target Wasn't Terrorism. In: The Journal of Psychohistory 13 (4), 413–426.
Mayer, M., 1982: Selbsthilfe gegen das Warten auf bessere Zeiten: The Woodlwan Organization, Chicago. In: Dollars & Träume 6, 53–68.
O'Connor, J., 1973: The Fiscal Crisis of the State, New York (dt.: Die Finanzkrise des Staats. Frankfurt 1974).
Oppenheimer, M., 1984: Warum gibt es in den USA keine linke Massenbewegung? In: Guha, A.A. / Papcke, S. (Hrsg.), Amerika – der riskante Partner, Königstein.
Papcke, S., 1984: Ist Welfare nur ein Begriff? In: Guha, A.A. / Papcke, S. (Hrsg.), Amerika – der riskante Partner, Königstein.
Podhoretz, N., 1980: The Present Danger, New York.
Postman, N., 1985: Wir amüsieren uns zu Tode. Urteilsbildung im Zeitalter der Unterhaltungsindustrie, Frankfurt.
Reich C., 1970: The Greening of America, New York.
Rohatyn, F., 1981: A Matter of Psychology. In: New York Review of Books, XXVIII, No. 6.
Roszak, T., 1977: Unfinished Animal. The Aquarian Frontier and the Evolution of Consciousness, New York.
Sennett, R., 1974: The Fall of Public Man, New York (dt.: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität, Frankfurt 1983).

Silverman, D., 1986: Selling Culture. Bloomingdale's, Diana Vreeland, and the New Aristocracy of Taste in Reagan's America, New York (dt.: Amerika hält Hof, Reinbek 1987).
Trilateral Commission, 1973: Task Force Reports, New York.
Unger, F., 1987: Die Friedensbewegung, das Verhältnis USA – Europa und die Amerika-Forschung. In: Steinweg, R. (Hrsg.), Kriegsursachen, Frankfurt.
Virilio, P. / Lotringer, S., 1983: Pure War, New York.